

Ronald R. Wanderer ist Architekt und war bis vor Kurzem Bundesvorsitzender des Bundes Deutscher Architekten in Sachsen. Was er von der derzeitigen Stadtentwicklung hält und welchen Herausforderungen Architekten in einer wachsenden Stadt gerecht werden müssen, erklärt er im Folgenden.

LZ: Seit einigen Jahren wird in Leipzig eine Wohnraumdebatte geführt. Wohnen hat immer auch mit Bauen zu tun. Mit welchen Herausforderungen sieht sich die Architektenzunft auf der Grundlage stetigen Zuwachses konfrontiert?

Ronald R. Wanderer: Die Antworten sind sehr vielfältig. Zuerst einmal muss man vorausschicken, was Architektur ist. Sie ist das, was den Menschen 24 Stunden lang umgibt. Das Zimmer, in dem man erwacht, und das Theater, in das man abends geht – alles ist Architektur. Demzufolge sollte Architektur den Menschen gut tun.

Für diesen hohen Stellenwert ist sie in der öffentlichen Wahrnehmung leider sehr unterrepräsentiert dargestellt, auch in der Presse.

Ich komme auf Ihre Frage zurück. Für diese wachsende Stadt wollen wir ein Stück Stadt neu bauen. Unsere Verwaltung hat derzeit leider eine andere Denkweise. Vor allem was den Leuschner-Platz betrifft. Nachdem das Einheits- und Freiheitsdenkmal Geschichte ist, wäre es an der Zeit, über den Platz neu nachzudenken. Die Stadt will darüber aber nicht nachdenken. Wir wollen dort ein Quartier entwickeln, dass ein belebtes Bindeglied zwischen Stadtzentrum und Südvorstadt darstellt. Momentan ist es ein toter Platz. Die Pläne der Stadt würden dazu führen, dass es ein toter Platz bleibt.

Ein weiteres wichtiges Thema ist die Segregation oder soziale Entmischung. Wenn die Stadtbau AG am Bayrischen Bahnhof eine nicht unbedeutende Fläche kauft und dort hochwertigen Wohnungsbau schafft, muss man sich fragen, was wird das am Ende für ein Stadtviertel? Sollte man nicht eher darüber nachdenken, dass die Kommune, in Vertretung der LWB-Grundstücke erwirbt und für Wohnungsbau im Niedrigpreissegment vorhält? Stattdessen hat man immer nur veräußert, um die Entschuldung voranzutreiben. Dabei hätte man heute ein Vielfaches dafür bekommen können, darüber hinaus stellt man fest, dass fast keine Flächen mehr da sind, die für die Daseinsvorsorge bebaut werden könnten. Im Stadtgebiet sucht man händeringend nach geeigneten Flächen für Schulen und Kindergärten.

Die Flächenvorratswirtschaft haben unsere Vorfahren in dieser Stadt hervorragend geleistet. In den letzten zehn Jahren wurde zunehmend viel davon, sozusagen unser Tafelsilber, verschleudert.

LZ: Die LWB möchte keine neuen Flächen ankaufen. Ihre Meinung?

Wanderer: Es ist ein dringendes Gebot der Stunde zurückzurudern. Leipzigs Bevölkerungszuwachs wird meiner Meinung nach noch größer sein, als er von den Statistikern prognostiziert wird. In nur wenigen Jahren werden wir von 30.000 bis 40.000 Menschen im Jahr sprechen und damit bald die Zahlen von vor 80 Jahren erreichen. Umso größer die Stadt wird, umso attraktiver wird sie für andere. Es ist ein dynamischer Prozess, der in vielen Teilen auch in Europa an der Renaissance der Stadt ablesbar ist. Die aktuellen Prognosen sind immer noch sehr verhalten.

LZ: Warum ist man vonseiten der Stadt so vorsichtig?

Wanderer: Man müsste dann viel radikaler denken, man scheut seit geraumer Zeit Visionen. Man müsste bei uns wahrscheinlich erst einmal eine Prognose überziehen. Damit käme vielleicht das Denken in Gang, dahingehend dass es in Zukunft Probleme geben könnte. Wir haben seit geraumer Zeit ein Schul-

problem, das hätten wir schon vor fünf Jahren wissen können, da waren die Kinder z. B. für die Gymnasialstufe schon geboren. Dabei wurden vor fünf Jahren noch Schulen geschlossen. Strategische Entscheidungen sind, wenn sie einmal getroffen wurden, in einem Verwaltungsapparat nur schwer wieder zu kippen, hier also Stagnation und Bevölkerungsrückgang im Denken. Und auf einmal wird es knapp mit den Schulen, von den Kindergärten ganz zu schweigen. Wo kommen so plötzlich die Kleinen alle her?

LZ: Den Einwohnern von Leipzig ist schon daran gelegen, dass ihre Stadt ein gewisses Erscheinungsbild hat, das sie akzeptieren können. Der geschaffene Wohnraum sollte aber auch nicht der sozialen Entmischung Vorschub leisten. Wie verträgt sich der ästhetische Anspruch mit den Anforderungen an sozial verträgliches Wohnen?

Wanderer: Eine Antwort darauf zu geben, ist schwierig. Meistens ist es so, dass qualitativ besser gebaut wird, wenn wenig Geld da ist, da man sich in diesen Fällen genau überlegen muss, wo man das zur Verfügung stehende Kapital einsetzt. Wenn viel Geld zur Verfügung steht, das können Sie an den Neubauten in der August-Bebel-Straße erkennen, mangelt es häufig an Gestaltqualität.

Unsere aller gesellschaftliche Verantwortung ist es, so zu bauen, dass die Gebäude lange ästhetischen Bestand haben. Die historischen Fassaden in Leipzig zehren von ihrer Langlebigkeit. Nicht nur das, es sollten auch die Stoffkreisläufe mitbedacht werden, um keine Belastungen ökologischer Art für unsere Nachwelt zu verursachen.

Wir Architekten sind in unseren Gedanken frei, doch was wir planen, hat viel mit einem verantwortungsbewussten Bauherren als Widerpart zu tun. Er muss uns reizen, muss uns fordern und mit uns auf Augenhöhe diskutieren. Dieser Bauherr fehlt heutzutage zunehmend.

Auch die öffentliche Hand – das Land, die Stadt sind heute nur noch Organisatoren, aber niemand, der uns intellektuell zur Seite steht, der unser Partner ist, der uns zu Lösungen drängt, zum Nachdenken bewegt. Ich glaube fest, dass dies auch zum Niedergang der Baukultur führt.

LZ: Welche Möglichkeiten gäbe es, einen architektonischen Diskurs innerstädtisch wie auch zwischen Verwaltung und Architekten zu befördern?

Wanderer: Das erste wäre, dass Besprechungen von architekturrelevanten Themen auf die Feuilleton-Seiten kommen, weil Architektur ein Bestandteil der Kultur ist. Wir haben gute Kritiker, die darüber fundiert schreiben könnten. Dringend ist es auch geboten, an Schulen mehr Architekturwissen zu vermitteln.

Es gibt in Leipzig das Netzwerk Baukultur. Damit hatten wir gemeinsam mit der Stadtverwaltung, damals noch mit Martin zur Nedden, den Versuch unternommen, mittels Veranstaltungen die Bevölkerung zu sensibilisieren, wozu Baukultur notwendig ist und wie Architektur entsteht.

Die Initiative ist letztes Jahr leider eingeschlafen, weil ich im Hause Dubrau kein Interesse sehe. Wir versuchen immer wieder mit der Stadtverwaltung ins Gespräch zu kommen, es ist schwierig.

LZ: Auch nicht über die Bebauung des Wilhelm-Leuschner-Platzes?

Wanderer: Das war ein langer und intensiver Weg. Mehrere Verbände und Vereine haben über ein Symposium und Workshop, über viele Papiere, Skizzen und Gespräche versucht, unsere Entscheidungsträger zum Weiterdenken zu bewegen. Es war das geballte Fachwissen der Bürgerschaft vertreten, doch wie wir aktuell sehen, laufen unsere gewählten Stadträte weiter in die von der Verwaltung vorgegebene Richtung. Halten nicht an und nehmen sich keine Zeit zum richtigen Zuhören, zum Dis-



STADTENTWICKLUNG

„Man müsste viel radikaler denken“

Architekt Ronald R. Wanderer im großen LZ-Interview.

Von Moritz Arand

kutieren. Der Ort ist ein ererbter öffentlicher Raum. Unsere Generation hat die Aufgabe, ihn der Stadtgesellschaft mit Mehrwert zurückzugeben. Die Fachmeinung der Stadt vernachlässigt die Fachmeinung derer, die in dieser Stadt wohnen und wirken. Das irritiert mich sehr. Es wäre für alle ein Mehrgewinn, wenn wir wieder, wie es Anfang der 1990er-Jahre üblich war, mehr miteinander sprechen würden.

LZ: Leipzig hat im Vergleich zu anderen Großstädten viele Grünflächen. Im Zuge des Bevölkerungswachstums werden einige davon sicherlich verschwinden. Sollen wir alles zubauen?

Wanderer: Auch hier muss man unterscheiden. Wir haben Kriegsbrachen, die wieder bebaut werden sollten, weil sie zum städtischen Gefüge dazugehören. Dort war nie ein Platz vorgesehen. Parkanlagen sollten nicht angetastet werden.

Die Städteplaner von früher haben darauf geachtet, dass trotz der dichten Bebauung sehr viele Parkanlagen und Plätze integriert worden sind. Auch damals war die Planung auf Wachstum ausgerichtet und hat gezeigt, wie mit solchen Anforderungen richtig umgegangen werden kann.

LZ: Sie sagen, früher wurde einiges richtig gemacht. Was wird denn heute weniger richtig gehandhabt?

Wanderer: Nach dem Krieg gab es sehr viele Brachen. Mit der Mangelwirtschaft der 1970er- und 1980er-Jahre war Stadtentwicklung natürlich schwierig zu leisten. In den 1950er- und 1960er-Jahren gab es aber mit der Hauptpost, der Oper oder der Ringbebauung hochwertige Architektur.

In den 1990er-Jahren boomten, bei gleichzeitigem Bevölkerungsrückgang und dem Verschwinden von Arbeit, der Neubau und die Sanierungstätigkeit.

Die Antwort der Stadtentwickler Anfang der 2000er-Jahre war „wir schaffen grün.“ Nun leidet Leipzig nicht an zu wenig Grün. Wir haben viele Flüsse, die Aue zieht sich durch die Stadt – das

sind alles weiche Standortfaktoren von hoher Wichtigkeit.

Doch heute gibt es Druck von der Investorenseite. Jede Fläche, die interessant ist, wird versucht durch diese zu erwerben. Dem können nur fortgeschriebene Stadtentwicklungskonzepte Paroli bieten. Grünflächen können im Übrigen auch einfach dadurch erhalten werden, in dem man Veränderungssperren verhängt oder diese kommunal erwirbt.

LZ: Wie können die Bürger bei der Gestaltung ihrer Stadt aktiv mitwirken?

Wanderer: Frau Dubrau ist angetreten, um Partizipation, also Beteiligungsprozesse wieder in die städtische Entscheidungsfindung zu verankern. Sie scheint da ihren Weg noch nicht recht gefunden zu haben. Einbeziehen, Reden, Zuhören, Diskutieren verstehe ich darunter. Mit uns will sie nicht reden.

Wir werden es trotzdem weiter versuchen.

Beteiligungsprozesse sind im Anfangsstadium eines Projektes möglich. Ich glaube, dass es besser ist, frühzeitig mit Ideen, die die Stadt trägt, an die Öffentlichkeit zu treten, zu sensibilisieren und Bedarfe zu lokalisieren. In fachspezifischen Prozessen sollten die Experten aber unter sich bleiben.

LZ: Wie beurteilen Sie die Vergabepraktiken für Bauvorhaben in Leipzig? Wird hier weise ausgewählt?

Wanderer: Ein Wettbewerb, wenn es ein richtiger ist, ist nur so gut, wie die Auslobung formuliert ist. Er ist so gut, wie die Jury besetzt ist und so gut, wie der Auslober weiß, was er will.

Es sollte so viel wie möglich öffentlich ausgeschrieben werden – in einem fairen Wettbewerb der Ideen, nicht in beschränkten Verfahren, die die Stadt gern verwendet. Alle wichtigen Gebäude unserer Stadt sind in der Vorzeit in einem – oft offenen – Wettbewerb, entschieden worden.

LZ: Zwei Fragen zum Abschluss. Welches Gebäude gefällt Ihnen vom architektonischen Standpunkt her am besten und wie beurteilen Sie die Vorgänge auf dem Areal des Lindenauer Hafens?

Wanderer: Das beste Gebäude, das in den letzten 25 Jahren gebaut wurde, ist für mich immer noch die KPMG von Schneider & Schumacher in der Münzgasse. Sie hat Bestand und war Auslöser einer Entwicklung in die Münzgasse hinein. Ohne diesen Bau würde es die Münzgasse in der jetzigen Form nicht geben. Ist das eigentlich ein Desaster, wenn mir nur eins einfällt?

Nun, und der Lindenauer Hafen, auch so eine ewige Vision. Der Durchstich wurde immer weiter reduziert. Vielleicht ist die Möglichkeit, dort zwischen Lindenau und Grünau etwas zu entwickeln, noch zu früh. Manchmal ist es besser, Flächen liegen zu lassen, bevor man vielleicht aus vermeintlichem Zeitdruck etwas Schlechteres baut. Wenn es nicht funktioniert, dann muss man abwarten. Solche Brachflächen muss eine Stadt aushalten können. Man könnte auch den Leuschner-Platz noch eine Weile brachliegen lassen. Aber dort ist der Druck mittlerweile so groß, dass dieses Areal qualitativ als Stadtviertel entwickelt werden sollte.

INFO

Ronald R. Wanderer wurde 1960 in Leipzig geboren. Er studierte an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar (heute: Bauhausuniversität).

Neben seiner Tätigkeit als freischaffender Architekt hat er einen Lehrauftrag an der HTWK Leipzig. 1994 wurde Wanderer in den Bund Deutscher Architekten (BDA) berufen. Von 2009–2015 war er Vorstandsvorsitzender des BDA Sachsen. Er engagiert sich für die Entwicklung eines Quartiers auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz.